Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 14. 11. 1937 | Nr. 46

Karl, der „Sachsenschlächter"?

Neue Untersuchungen über einen alten Streit.

„... und auf Befehl des Königs sind alle an einem Tage enthauptet worden ..." Der eine Satz der Einhard-Annalen über das Schicksal der gefangenen 4500 Sachsen bei Verden an der Aller ist nun schon mehr als elfhundert Jahre alt; aber noch immer wirkt fortzeugend der Fluch, den seine Verfasser — ohne Absicht — auf das Andenken Karls des Großen gelegt haben. Diese tiefe Abneigung, die viele Deutsche noch nach einem Jahrtausend gegen einen Mann empfinden, durch dessen Befehl Tausende von Wehrlosen niedergemetzelt worden seien, ist nicht erst die Frucht der Auseinandersetzungen unserer Tage um das deutsche Geschichtsbewußtsein; schon im vergangenen Jahrhundert hat ein Mann wie Wilhelm Raabe — der liberalen Gedankenwelt seiner Zeit verbunden und völkischer Entschiedenheit abgewandt — doch von Karl immer nur mit Abscheu gesprochen; schon Raabe pflegte auch den Beinamen „der Sachsenschlächter zu gebrauchen, den wir nun wieder so häufig hören.

Ein empfindliches Geschichtsgefühl hat sich nicht mit solcher Verdammung beruhigen können. Ein Mann aus einem edlen deutschen Stamm, dazu der höchsten herrscherlichen Gewalt mächtig, von fortdauernder Wirkung über die Jahrtausende hinweg — und dieser der kaltblütige Anstifter eines Grauens, das auch dann ein Massenmord bliebe, wenn es unter den Formen und nach dem Buchstaben des Gesetzes vollzogen wäre? Es ist nicht allen so leicht gefallen wie den leidenschaftlichen Anklägern Karls, ihren verwundeten Stolz auf die Geschichte ihres Volkes dadurch zu beruhigen, daß man in Karl einen Vertreter fremder Art sah, dessen Roheit und Arglist deutsches Blut nach vergeblicher Auflehnung zum Opfer gefallen sei. Wilhelm Teudt etwa hat den Kaiser, der immer ein Sohn unseres Volkes geblieben ist, einfach zum König der Westfranken gemacht. So einfach vermochte sich nicht jeder mit den Ereignissen von Verden abzufinden. Sie blieben immer eine Belastung und fast eine Spaltung unserer Erinnerung an die Zeit, in der sich doch die staatsbauende Kraft der Germanen so eindrucksvoll gezeigt hat; man vermochte ihr kaum froh zu werden. Die Forscher trieb ihr wissenschaftliches Gewissen zu immer neuen Zweifeln an der Überlieferung; sie paßte allzu schlecht zu allem, was wir sonst erfahren haben. Wohl konnte Karl jähzornig sein; aber diese entsetzliche Gelassenheit, die in dem Urteil und der Vollstreckung von Verden liegen müßte, findet in dem Bild keine Bestätigung, das seine Zeitgenossen von ihm entworfen haben. **Man ist, und das mit Recht, zur Prüfung der physischen Möglichkeit vorgestoßen: wie eigentlich die grauenvolle Tat sich hätte vollziehen sollen; Minute um Minute hätten neun Köpfe fallen müssen, und das über den ganzen Tag. Welche Henker — und sei es selbst eine Schar gewesen — hätten das fertig bringen sollen?** Hans Delbrück hat sich der militärischen Seite des Problems mit all dem kritischen Scharfsinn zugewandt, der die Wissenschaft schon um manche Entdeckung bereichert hat. Die fränkischen Heer zu der Zeit waren damals klein; wie hätten sie es fertig bringen können, ein so starkes Aufgebot sächsischer Krieger gefangen zu nehmen und dann dazu zu bringen, daß sie sich dem Scharfrichter übergaben? Waren nicht überhaupt 4500 Krieger die ganze militärische Kraft der Sachsen zur damaligen Zeit? Und doch sind auch später immer wieder Aufstände gekommen. Schließlich ist man mit dem mittelalterlichen Zahlenbegriff an die Überlieferung herangezogen; man hat gefunden, daß die Ziffer 4500 gar nicht etwas so Bestimmtes bedeute, wie es uns Modernen erscheint; vielleicht ist nur „sehr viel" oder „manche" gemeint gewesen. Aber immer wieder erhob sich gegen alle Deutungs- und Zweifelversuche unerbittlich jener Satz der Quelle. Vor ihm beugte sich auch die Mehrheit der Zweifler; und ob nun 4500 oder „sehr viel" Hingerichtete — für das menschliche Urteil über Karl machte das so sehr viel nicht aus. Widerstrebend genug beschied man sich damit, Karl sei so groß gewesen, daß man sich auch mit dem einen Flecken auf seinem Bild abfinden müsse.

Müssen wir es wirklich? Einer der älteren Historiker unserer Hochschulen hat sich mit den Antworten nicht zufrieden geben können, die diese Frage bisher gefunden hat. Er wendet sich ihr von neuem zu, aber er wählt dabei einen neuen Weg: es ist der einer strengen, mühsamen und unbefangenen Prüfung und Vergleichung der Quellen. Das ist eigentlich der natürliche Weg für den Historiker; aber unter einem merkwürdigen psychologischen Zwang hat man sich bisher damit begnügt, den Spruch jüngerer Quellen — wohl weil sie ausführlicher und vielleicht auch, weil sie eleganter geschrieben sind — als Grundlage hinzunehmen; man hat ihnen so lange die älteren, die zeitgenössischen Quellen anzupassen versucht, bis eine Übereinstimmung hergestellt schien, mochte sie künstlich genug sein. Karl Bauer legt dem gegenüber jetzt das Ergebnis seiner Prüfungen vor, das jetzt von der „Frankf. Ztg." in der vorliegenden Form eingehend besprochen wird.*)

Bauers Wanderung durch das mittelalterliche Mönchslatein, durch Abschriftfehler, Entstellungen und Interpretationen scheint sehr mühsam; am Ende gewinnt man doch das Gefühl, daß hier die Kraft der Hingabe, die Erfahrung und der Scharfblick des Gelehrten unser Bild von einem Kernstück deutscher Vergangenheit geklärt haben.

Die Spezialforscher haben es gewiß schon bisher gewußt, aber der Öffentlichkeit, die doch an dem Streit um die geschichtliche Gestalt Karls einen so leidenschaftlichen Anteil genommen hat, ist es bisher unbekannt gewesen: daß von den ältesten Quellen die Annales Petaviani von **einer Hinrichtung** nichts erzählen, sondern nur davon, daß Karl 782 in der Schlacht viele Sachsen getötet und nach dem Sieg viele der gefangenen Sachsen ins Frankenland abgeführt habe — durch eine jener zahlreichen Verpflanzungen, denen beispielsweise der Frankfurter Stadtteil Sachsenhausen seinen Namen verdankt. Und die Annales Mosellani wieder berichten nur davon, daß Karl 782 das sächsische Land verwüstete und dabei eine große Schar von Sachsen „mit dem grausamen Schwerte durchbohrte". Durchbohrte, nicht enthauptete! Und wieder nichts von einer Hinrichtung, die doch als ein Ereignis mit einer Wirkung ungeheuren Aufsehens von dem Chronisten kaum übergangen worden wäre. Bauer hält die Erklärung für naheliegend genug, daß hier mit dem Durchbohren das Niedermachen in Kämpfen und Schlachten gemeint ist, die ja wirklich stattgefunden haben. Die Lorscher Annalen berichten, daß Karl dem Großen 4500 Sachsen „ad occidentum", „zum Töten" übergeben worden sind; aber Bauer erinnert an den mittelalterlichen Brauch, daß Gefangene sich mit bloßen Schwertern um den Hals dem Sieger ergaben — wie vor den Toren Mailands dreihundert Jahre später, — dabei in der sicheren und berechtigten Erwartung, daß ihnen das Leben geschenkt werde. Bauer liest das „ad occidentum" nur als „auf Gnade und Gnade". Die Annales S. Amandi und die Annales Fuldenses dann berichten freilich, daß die Sachsen „decollati", „enthauptet" worden sind. **Aber von keiner dieser Quellen haben wir eine Abschrift aus der Zeit selbst;** alle sind sie verhältnismäßig spät angefertigt worden. Bauer hält ihnen die anderen Zeugnisse aus der Zeit gegenüber, die nur von Kämpfen oder nur von einer Verpflanzung sprechen; und er gibt dann zu überlegen, **ob hier nicht ein späterer Schreiber, den Ereignissen der Sachsenkriege bereits fremd, ihnen nur vom Hörensagen her vertraut, nicht einen Ausdruck „delocati", also „verschickt", als Schreibfehler gelesen und dann ein „decollati" daraus gemacht habe** — bis sich diese Schreibweise dann durch die Jahrhunderte fortpflanzte und noch das Urteil der Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts bestimmte.

Die Darstellung Bauers ermangelt hier wohl der letzten Schlüssigkeit im Sinne der mathematischen Unausweichlichkeit eines Beweises. Aber das ist selten anders bei Problemen der Geschichte, die nie den Anspruch erhoben hat, auf die Mittel der Wahrscheinlichkeitserwägung und der Einfühlung ganz verzichten zu können. Und es ist doch auch keine Frage, **daß Bauer die alte Überlieferung zum wenigsten erschüttert hat.** Er hat für sich mindestens einen Teil der Quellen, und er hat für sich endlich die Geschlossenheit eines Bildes von charakterlicher und staatsmännischer Art Karls des Großen. **Dieses Bild fügt sich erst zusammen, wenn wir als das Schicksal der 4500 Sachsen einen jener vielen Züge aus dem Norden in die Maingegenden sehen dürfen, die ein Teil des großen Handelns Karls gewesen sind, das die deutschen Stämme miteinander verband.**

Bauer hat seine Untersuchung geführt „als Freund Widukinds, als Freund Karls, als Freund vor allem der Wahrheit"; in keinem anderen Geist werden auch seine Mitforscher die Ergebnisse zu prüfen haben. Doch scheint uns schon jetzt, als habe der Gelehrte hier mit der Arbeit für die Wissenschaft auch der Nation einen Dienst geleistet. Indem ihr Geschichtsbewußtsein sich an einen ihrer größten Söhne in Zukunft mit unbefangener Freude erinnern kann, empfängt es aus der Vergangenheit einen kräftigen und edlen Stolz.

se.

*) Die Quellen für das sogenannte Blutbad in Verden. Regensberger Verlag, Münster. 38 Seiten. Geheftet 1 RM.

Wehe dem Volk, das kein Geheimnis ist! Unser deutsches Geheimnis ist, daß wir ein altes Volk sind, beladen mit einer grauen und steinernen Geschichte, unter deren Wechselfällen jede andere Nation längst verblaßt und verwittert wäre — und daß wir zugleich ein junges Volk blieben, dem es nicht darauf anzukommen scheint, wie ein Kind mit ein paar Jahrhunderten scheinbar verlorener Geschichte zu spielen.

Moeller van den Bruck

Der Alte Fritz erzählt:

wie der junge Fritz arbeiten lernte.

Es wäre mir unmöglich — sagte der Große König — einen Augenblick untätig zu sein. Es ist ein großes Glück für jeden Menschen und besonders für einen Fürsten, sich frühzeitig an Arbeit gewöhnt zu haben. Wissen Sie, wem ich zu Dank verpflichtet bin für diese Gewohnheit und diese Vorliebe für das Studium, das mehr als alles andere mir das Leben süß macht? Meiner Schwester von Bayreuth! Als sie sah, daß ich gar kein Verlangen trug, mich zu beschäftigen und zu lesen, und daß ich nur umherzuschlendern liebte, sagte sie eines Tages zu mir:

„Aber, mein lieber Bruder, schämst du dich nicht, unaufhörlich umherzulaufen? Ich sehe dich niemals mit einem Buch in der Hand. Du vernachlässigst deine Fähigkeiten, und wenn du dereinst berufen wirst, eine Rolle zu spielen, was für eine wird es dann sein?" Diese Worte und einige Tränen dazu rührten mich tief; ich begann zu lesen, fing allerdings mit Romanen an.

Es war jedoch Befehl gegeben worden, mich am Lesen zu hindern; so war ich gezwungen, meine Bücher zu verstecken und Maßnahmen zu ergreifen, daß man mich nicht beim Lesen ertappte. Wenn mein Erzieher, der Marschall Finck, und mein Kammerdiener schliefen, so stieg ich über das Bett meines Dieners hinweg und schlich ganz, ganz leise in ein anderes Zimmer, wo beim Kamin eine Nachtlampe brannte. Bei dieser Nachtlampe zusammengekauert, las ich das Volksbuch von der schönen Magelone und andere Bücher, die meine Schwester und verschwiegene Leute mir verschafften. Diese nächtliche Lektüre dauert einige Zeit; aber in einer Nacht muß doch mein Marschall einen Hustenanfall haben — er hört mich nicht atmen, wird unruhig, betastet mein Bett, und als er mich nicht findet, ruft er laut: „Mein Prinz, mein Prinz, wo sind Sie?" Alles ist auf den Füßen; ich höre den Lärm und laufe schnell zu meinem Bett, indem ich behaupte, ich hätte ein dringendes Bedürfnis gehabt. Man glaubte mir, und ich wagte nicht wieder zu entwischen; die Sache wäre zu gefährlich gewesen. Aber ich habe mich später in Rheinsberg dafür entschädigt; ich habe ungeheuer viel gelesen, und ich hätte es im Übermaß getan, wenn ich nicht streng darauf geachtet hätte, mir aus meiner Lektüre Auszüge anzufertigen. Jede Woche las ich diese Auszüge wieder durch.

Sie sehen, mein Lieber, ich habe sehr gegen Hindernisse anzukämpfen gehabt, schon seit meiner frühesten Jugend. Mein Vater hielt mich zuerst für eine Art menschlichen Teig, aus dem man formen könnte, was einem beliebte. Aber wie sehr täuschte er sich darin! Er tat alles, um einen Jäger aus mir zu machen, und ich wurde es nicht, und ich war es so wenig, daß ich auf dem Posten, den man mir angewiesen hatte und auf dem ich das Wild unfehlbar vorüberkommen sehen mußte, mich dort mit Lesen beschäftigte und sowohl Hasen wie Hirsche entwischen ließ, ohne sie überhaupt zu Gesicht bekommen zu haben. Sie können sich denken, daß man mir eine schöne Szene bereitete; man machte sich lustig über meine Unaufmerksamkeit und meine Gleichgültigkeit, und mein Vater rief verzweifelt und voll Herzweh: „Aus dem Jungen wird niemals etwas werden!"

Er wollte durchaus nicht, daß ich läse, und ich habe vielleicht mehr gelesen als alle Benediktiner zusammen. Er wünschte nicht, daß ich tanzte, und ich habe es dennoch getan, ja ich habe den Tanz sogar geliebt und sehe es noch heute gern, wenn die Jugend sich ihm hingibt. Übrigens tanze ich seit dem Jahr 1750 überhaupt nicht mehr.

Mein Vater wollte, ich sollte Soldat werden; aber er hat es sich nicht träumen lassen, daß ich es eines Tages in dem Maße sein würde wie jetzt. Wie würde er staunen, mein Lieber, wenn er mich hier in Schmirsitz inmitten einer Armee sähe, die etwas wert ist, und besonders einer Kavallerie, von der er nicht die geringste Vorstellung haben konnte! Er würde seinen Augen nicht trauen!"

„Keinen roten Heller in der Tasche!"

Wie der junge Macdonald das Leben bezwang..

Als der soeben bei der Überfahrt nach Südamerika mitten auf dem Atlantischen Ozean verstorbene frühere Premierminister von England Ramsay Macdonald zum erstenmal nach London kam, hatte er nicht einen roten Heller in der Tasche. Über seinen schweren, nur durch größte Sparsamkeit und Energie erreichten Aufstieg erzählte er selbst in einem Londoner Sonntagsblatt:

„Ich wurde zu Lossimouth, einem kleinen Dorf im Nordosten Schottlands, geboren. Es war ein Dorf mit nur 2000 Einwohnern, auf der einen Seite von Fischern, auf der andern von Ackerbauern bewohnt. Ich kam von der landwirtschaftlichen Seite. Meine Schultage verliefen in der üblichen Form. Es gab schöne Wälder, um darin herumzustreifen, prächtige Felsen, um sich in ihnen zu verstecken, und ich glaube, daß wir Jungens damals zu den „schlimmsten Lausbuben" gehörten. Von früher Kindheit an hatte ich Interesse an der Politik. Der ganze Teil von Schottland, in dem ich geboren wurde, war radikal, und so schien der demokratische Geist von Anfang an stark in uns verwurzelt. Infolgedessen blickten wir von jeher auf die Leute, die sich „feine" nannten, herunter und hielten uns selbst für ebenso gut, ja für ein gut Teil besser als sie. Nach meiner Schulzeit mußte ich irgendwie mein Leben selbst verdienen, und ich versuchte das zunächst beim Ackerbau. Ich ging also eine Zeitlang aufs Feld und fand die Arbeit des Landmanns prächtig und nie zu anstrengend. Ich hatte damals die schöne Tätigkeit eines Pflügers und lebte mit den andern Pflügern glücklich zusammen. Jeder von ihnen kannte seinen Burns ebenso gut auswendig wie die Bibel. Daneben versuchten sie sich alle darin, ihre eigenen Lieder zu machen, und im Herbst schien das ganze Land erfüllt von dem Pfeifen und Singen der Pflüger. Man konnte sie hören von Feld zu Feld, wie sie fröhlich bei ihrer Arbeit waren. Ich unterschied mich darin von ihnen, daß ich mir nicht meine Lieder selbst verfertigte, und da mein Lehrer mit meiner Feldarbeit nicht zufrieden war, sondern mich zu etwas Besserem berufen hielt, so nahm er mich zurück in die Schule; ich half ihm beim Unterrichten und sollte Lehrer werden."

Doch Macdonald blieb nicht lange in der Schule, sondern ging als Privatsekretär zu einem Herrn nach Bristol,

bei dem er sich nicht wohl fühlte, und so machte er sich denn auf den Weg nach London, wo er kaum jemand kannte. „Ich verbrachte meine Tage damit, nach Arbeit zu jagen", erzählte er, „denn als ich ankam, hatte ich nicht einmal den sprichwörtlichen Taler in der Tasche. Ich wäre froh gewesen, wenn ich ihn gehabt hätte, denn ich hatte keinen roten Heller. Meine erste Stellung bekam ich als Adressenschreiber mit einem Gehalt von 12 Schilling die Woche. Aber das war keine dauernde Arbeit, und ich habe damals erfahren, was es heißt, durch London zu laufen ohne einen Penny in der Tasche, mit Schulden belastet und ohne Arbeit. Eine dauernde Stellung erhielt ich zuerst in einem Warenhaus als Schreiber mit 16 Schilling in der Woche. Davon lebte ich nicht nur, sondern ich sparte noch Geld, fuhr zu den Ferien nach Schottland, unterstützte meine Mutter und bezahlte die Vorlesungen, die ich an der Londoner Universität und an anderen Instituten hörte. Wie ich das anstellte? Zunächst einmal kaufte ich mir, was ich an Essen brauchte, selbst in den billigsten Geschäften oder ließ es mir von Hause schicken, wofür ich natürlich bezahlte. Kaffee oder Tee konnte ich mir nicht leisten, ich fand aber, daß heißes Wasser ebenso gut war wie Tee und daß es sogar ebenso gut schmeckte, wenn man sich daran gewöhnte. Die Hauptmahlzeit am Mittag nahm ich in einer billigen Garküche und gab dafür niemals mehr als zwei bis drei Pence aus; sie bestand gewöhnlich aus Beefsteak-Pudding, aber freilich mit sehr viel mehr Pudding als Beefsteak, das sich nur irgendwo versteckt in der Ecke fand. Meine Ernährung kostete mich im ganzen nicht mehr als sechs bis acht Pence pro Tag, und so hatte ich es leicht, zu sparen.

Nach einiger Zeit rückte ich eine Stufe auf und kam in die Buchhaltung mit 1 Pfund Sterling in der Woche. Bald danach beschäftigte mich ein Freund in seinem Laboratorium mit chemischen Arbeiten. Daher konnte ich meine Stelle aufgeben, hatte nun nicht mehr viel zu tun und arbeitete zu Hause den ganzen Tag über und die Nacht. Ich war so eifrig, daß ich davon krank wurde. Sobald ich mich erholt hatte, mußte ich mit der Arbeitsuche von vorn anfangen. Der erste Sekretär des liberalen Nationalklubs erzählte mir, daß Thomas Lough einen Sekretär brauche. Ich wollte eigentlich nicht, aber ich nahm doch die Stellung, weil mir nichts anderes übrig blieb. Als ich sah, daß es nicht gut war, sein Interesse zwischen Wissenschaft und Politik zu zersplittern, und als Krankheit mich daran hinderte, eine Prüfung abzulegen, wie ich beabsichtigt hatte, beschloß ich, mich ganz der Politik und dem Journalismus zu widmen. Ich blieb vier Jahre bei Lough, bis ich so weit war, daß ich von meiner journalistischen Tätigkeit leben konnte."

Deutsche Bibeln im „Tempel der bösen Geister."

Ein Schwede entdeckt im arktischen Urwald Kampfspuren aus dem Weltkrieg.

Im Gebiet von Aframso an der afrikanischen Goldküste erzählen seit mehr als einem Jahrzehnt die Eingeborenen von einem geheimnisvollen Haus, das sie den „Tempel der bösen Geister" nennen. Vor kurzem gelang es dem schwedischen Forschungsreisenden Mike, den Schleier des dunklen Geheimnisses zu lüften. Sein Bericht ist auch für deutsche Leser schmerzlich interessant.

In Begleitung von sechs Eingeborenen begab sich Joslin vor einigen Monaten in den Urwald, fest entschlossen, das Rätsel des Geistertempels zu lösen. Man verfolgte einen Jagdsteg, der mit Schlingpflanzen so dicht bewachsen war, daß man nur schwer vorwärts kam. Ein Beweis dafür, daß der Weg nur sehr wenigen bekannt war. Nach schweren Strapazen sah der Schwede das Haus mitten in der Dschungel. Mit seinen hohen Säulen aus Sandstein erinnerte es an einen alten griechischen Tempel. Schlingpflanzen bedeckten die Säulen, und es raschelte gespensterhaft im verfallenen Gebäude.

Mühsam schuf sich Mike Joslin den Zugang ins Innere des Hauses. Es sah dort aus wie in einem verfallenen Gespensterschloß. Scharen von Fledermäusen flogen, von den Eindringlingen aufgescheucht, in den modrigen Zimmern herum. Der Schwede befand sich in einem großen Saal, dessen Boden von Schmutz starrte. Auch Termiten waren am Werk und hatten die Möbel gründlich angenagt. Eine Treppe führte in das obere Stockwerk. Auch hier schwärmten Fledermäuse. Plötzlich wurde ein Rascheln vernehmbar und eine Riesenschlange, eine Python, kroch die Treppe herunter. Der Gefährte des Schweden, ein ehemaliger russischer Offizier, gab auf das Ungeheuer einen wohlgezielten Schuß ab. Der Knall erweckte neues Leben in den Ruinen. Noch eine Schlange mit seidig glänzender Haut kroch heraus. Ein Neger stürzte sich auf sie und schoß zweimal auf das sehr gefährliche Reptil. Es war eine sogenannte Mamba-Schlange, eine der giftigsten in der Umgebung.

Die Neger schnitten dem Reptil den Kopf ab, um Gift für ihre Pfeile zu gewinnen. Die Schlangenplage war aber noch lange nicht zu Ende. Kaum war die Mamba erledigt, als ein zweites Exemplar derselben Art sich zeigte. Wieder hieß es so schnell wie möglich handeln. Der Negerführer warf sich geschickt dem furchtbaren Reptil entgegen und schlug ihm den Kopf ab. Jetzt waren wenigstens die gefährlichsten Einwohner des Gespensterhauses beseitigt. Der Forscher fand jedoch noch eine Menge kleinerer Schlangen sowie Ratten in dem verlassenen Haus.

Das Gebäude war in dreieckiger Form gebaut und hatte im untersten Stock drei Zimmer, die mit größter Vorsicht untersucht wurden, da der Forscher sich mit Recht vor zoologischen Überraschungen fürchtete. In einem Zimmer wimmelte es von allen möglichen kleinen Dschungeltieren. Nachdem das unterste Stockwerk gründlich gesäubert war, ging es nach oben. Zuerst mußten die Neger die Treppe von den Schlinggewächsen befreien. Endlich konnte man nac oben gelangen. Im obersten Stock hatten die Zimmer Glasfenster, was unten nicht der Fall war. In einem großen Zimmer standen Reste von Möbeln, in einem anderen Zimmer waren deutlich Spuren von Kampf zu sehen. Dunkle Flecke an der Wand konnten nur Blutflecke sein. Auf dem Boden lagen zerschlagene Möbelreste. Doch hatte sich ein Bücherregal ziemlich gut erhalten. Dort standen u. a. sechs Bibeln in deutscher Sprache. Zwei weitere Zimmer dienten scheinbar als Schlafzimmer. Bettzeug lag, halb zerrissen, auf dem Boden.

Nachdem im ganzen 11 Zimmer untersucht worden waren, stieß man auf ein verschlossenes Zimmer, dessen Tür sich nur schwer öffnen ließ. Als man die Tür gesprengt hatte, stießen die Forscher auf ein Skelett. Der Kopf fehlte. Die sterblichen Überreste des Unbekannten wurden auf Anordnung des Schweden vor dem Hause begraben. Noch einmal wurde das unheimliche Haus einer gründlichen Besichtigung unterzogen, wobei eine Art Geheimschrank in der Wand entdeckt werden konnte. Freilich wagte zunächst niemand, die Hand in den Schrank hineinzustecken. Mike Joslin faßte sich ein Herz, zündete ein Streichholz an und leuchtete in die dunkle Öffnung hinein. Dort lagen zwei Briefe und ein Buch. Die Briefe waren an die Mission in Akra adressiert zur weiteren Beförderung. Sie waren in deutscher Sprache verfaßt. Außerdem fanden sich im Versteck noch etwa 600 Mark, 17 englische Pfund, zwei Ringe und noch mehrere Briefe. An Hand dieser Briefe wurden die Personen ausfindig gemacht, an die sie adressiert waren.

Nun konnte das Geheimnis geklärt werden. Was war das für ein Haus mitten in den Dschungeln? Die Nachforschungen und Nachfragen ergaben, daß es sich um ein längst vergessenes deutsches Missionshaus handelte, das von dem Dschungel verschluckt wurde. Vor dem Kriege wohnten dort sechs deutsche Missionare. Als der Weltkrieg ausbrach, versuchten die Missionare, sich an die Küste durchzuschlagen. Nur zwei von ihnen kamen weiter. Das Schicksal der anderen ist unbekannt. Das Missionshaus wurde von einem zum Christentum bekehrten Negerhäuptling errichtet. Es ist möglich, daß der Häuptling nach dem Verschwinden der Missionare selbst Wohnung im Missionshaus genommen hat und dort im Kampf mit seinen rebellischen Untertanen gefallen ist. Wie dem auch sei: wem das Skelett gehörte, konnte nicht einwandfrei festgestellt werden. Der Urwald gibt dieses letzte Geheimnis nicht preis.

Eine Bromberger Sage:

Die Doppelbraut Jadwiga.

Am Norduufer der Brahe, zwischen der Evangelischen Pfarrkirche und dem Fluß, stand früher die polnische Burg Bydgoszcz, vermutlich an der gleichen Stelle, an der sich vor ihr das Burgunder-Kastell Bidegast erhoben hatte. Mit der alten Burg Bydgoszcz, deren Ruinen die älteren Bürger von Bromberg noch gekannt haben, sind grausige Sagen verknüpft, die nicht einmal alle aufgezeichnet sind, sondern nur im Volksmund weiterleben. Die Sage von der „Doppelbraut", die wir nachstehend festhalten, wurde gleichfalls nach mündlicher Überlieferung von Richard Abraham-Guschin mitgeteilt und vor fast dreißig Jahren in den „Blättern für Heimatkunde aus dem Posener Lande" (Jahrgang 1909, Nr. 1) erstmalig zur Veröffentlichung gebracht.

Einst gehörte die stolze Burg Bydgoszcz dem edlen Geschlecht der Przyjemski, das von hier aus Stadt und Umgegend von Bromberg beherrschte. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges lebte auf der Burg der Ritter Andreas Przyjemski, ein echter Samart, gefürchtet weit und breit von seinen Feinden, geachtet und geehrt von seinen Untertanen und Freunden. Der Stolz und die Freude seines Lebens war seine einzige Tochter, die liebliche Jadwiga.

Ihre Mutter hatte die Geburt des Mädchens nur wenige Tage überlebt, und so wuchs es unter Aufsicht einer Kinderfrau in Einsamkeit heran. Mußte doch der Vater häufig auf Wochen und Monate die Burg verlassen, um gegen die Nachbarn zu Felde zu ziehen oder in fern gelegenen Landschaften des Königs Aufgebot Heerfolge zu leisten. Dann waren die Wärterin und die wenigen Hofleute die einzigen Menschen, die Jadwiga zu sehen bekam. Desto größer war ihre Freude, wenn der Vater heimkehrte. Dann widmete er sich ganz seiner munteren Erbin, übte sie im Reiten und Jagen, so daß sie es bald mit jedem Junker aufnehmen konnte. So reifte denn Jadwiga zur begehrenswerten Jungfrau heran.

Einst beehrten willkommene Gäste das Schloß Bydgoszcz mit ihrem Besuch, zwei Söhne eines Freundes und Verwandten, die Zwillingsbrüder Mieczysław und Vincent. Jener war ein tapferer Kriegsheld, wohlgeübt im Gebrauch von Schwert und Lanze. Vincent dagegen hatte ein tief veranlagtes Gemüt. Er hatte keine Neigung zum Kriegshandwerk und gab sich lieber ernsten, wissenschaftlichen Betrachtungen hin; dennoch war er, der Sitte seiner Zeit gemäß, nicht ungeübt im Gebrauch der Waffen. Trotz oder gerade wegen dieser ungleichen Veranlagung waren die Brüder in echter Kameradschaft einander zugetan, und es schien so, als ob sie nicht voneinander getrennt leben könnten.

Dieser Besuch brachte in das eintönige Leben der Burgbewohner an der Brahe erwünschte und angenehme Abwechselung. Andreas Przyjemski veranstaltete zu Ehren seiner Neffen Feste, zu denen der befreundete Adel der Umgegend geladen war. Man jagte in den dichten Wäldern bei Brzoza und Osielsk den wilden Eber, den gierigen Wolf und stellte dem starken Bären nach. Bei diesen Jagden tat sich Miecysław durch Mut und Ausdauer hervor und erntete das Lob des Gastgebers und die Bewunderung seiner schönen Tochter. Vincent beteiligte sich weniger an diesem Treiben. Wenn die Burgbewohner den Einladungen der Nachbarn folgten, blieb er lieber auf der Burg Bydgoszcz zurück und unternahm einen einsamen Ritt das Brahetal hinunter, bis zum offenen Weichselstrom.

Jadwiga beobachtete den stillen Vetter und lernte sein großes Wissen kennen und schätzen. Wenn sie dann in einsamen Stunden die Zwillingsbrüder miteinander verglich, dann merkte sie, daß sie beide gleich hoch werten mußte, ja sie gewahrte, daß ihre Achtung für die beiden Brüder mehr war als die Bewunderung eines jungen Mädchens, daß vielmehr ihr Herz in heißer Liebe entgegenbrannte. Doch wußte sie ihre aufkeimende Leidenschaft wohl zu zähmen, so daß sie niemanden ihre Doppelliebe verriet.

Auch die beiden Junker waren nicht blind für die Schönheit und Herzensgüte der Tochter des Schloßherrn, und eines Tages gestanden ihr beide — der eine vor, der andere nach dem Abendessen — wie es um sie bestellt war.

Jadwiga war beglückt und tief unglücklich zugleich, weil sie sich keinen Rat wußte, an wen sie ihr Herz verschenken sollte. Da fiel ihr ein, daß unweit von Kapuścisko ein frommer Mönch aus dem Kloster des Heiligen Bernhard, das hinter der Burg Bydgoszcz gelegen war, als Einsiedler sein stilles Dasein führte, der im Ruf besonderer Weisheit und Heiligkeit stand. Jadwiga entschloß sich, seinen Rat und seine Hilfe zu erbitten.

Der fromme Greis riet dem jungen Schloßfräulein, sich mit einem der Brüder offen zu versprechen, weil er hoffte, der andere würde dann, vor die fertige Tatsache gestellt, ihr und seinem Bruder das Opfer der Selbstentsagung bringen. Doch mit diesem Rat war Jadwiga wenig gedient. Sie prüfte sich unaufhörlich, aber konnte sich doch nicht entscheiden, welchem der Vettern sie diese Selbstentsagung zumuten sollte. Ihre immer offenkundiger werdende Traurigkeit erregte die Besorgnis des aufmerksamen Vaters, und auf sein Drängen schüttete sie ihm endlich ihr bekümmertes Herz aus.

Der Vater glaubte am besten zu tun, wenn er mit seinen Neffen Rücksprache nehme. Aber jeder von ihnen erklärte, ohne Jadwiga nicht leben zu können, und so kam man endlich dahin überein, daß ein Gottesurteil in Form eines Zweikampfes über den Besitz der Geliebten entscheiden sollte. Auf einem Berge rechts von der Landstraße nach Inowrocław, der heute als der „Kreuzberg" bezeichnet wird, sollte der Zweikampf stattfinden.

Noch einmal umarmten sich die Brüder und gelobten, daß der Überlebende dem gefallenen Kameraden ein Grab auf dem Kampfplatz bereiten und den Hügel mit einem einfachen Holzkreuz schmücken werde. Der Kampf auf Tod und Leben schien anfangs zuungunsten des weniger waffengeübten Vincent ablaufen zu wollen. Da aber gab Mieczysław sich eine Blöße und sank von des Bruders Schwert durchbohrt zur Erde nieder. Aber noch einmal raffte er sich auf, und ein wuchtiger Schwerthieb spaltete Vincent den Schädel. Erschöpft sank Mieczysław zurück, und bald deckten die Leichen beider Brüder die Erde. Noch in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat ein immer wieder erneuertes Holzkreuz die Stelle bezeichnet, wo dieser Kampf sich abspielte, und nach diesem Kreuz führt der Berg noch heute den Namen „Kreuzberg".

Der erschütternde Ausgang dieses Zweikampfes brachte die doppelt um ihren Geliebten betrogene Jadwiga fast um ihren Verstand. Mußte sie sich doch um ihrer unschlüssigen Liebe willen die Schuld an dem Tode der Vettern zuschreiben. So gelobte sie denn, Zeit ihres Lebens Buße zu tun und keinem anderen Mann ihr Herz zu schenken. Täglich wallfahrte sie nach der unweit der Burg gelegenen Ägidien-Kapelle, von der heute kein Stein mehr Zeugnis gibt, um Trost und Linderung für ihren Seelenschmerz zu suchen.

Ihr Vater fürchtete, seiner unglücklichen Tochter möchte auf dem unsicheren Wege zur Kapelle ein Unglück zustoßen. Deshalb beauftragte er heimlich einen jungen Ritter der Burgwache, ihr stets von ferne zu folgen. Doch siehe da, das Mitleid des jungen Ritters mit der Tochter seines Burgherrn verwandelte sich bald in heiße Liebe, und eines Tages wagte er es, sich ihr zu nahen und ihr diese Liebe zu gestehen. Seit jener Stunde blieb Jadwiga verschwunden, und auch den Ritter hat niemand wiedergesehen.

Der bekümmerte Vater bot vergeblich alles auf, den Aufenthaltsort seines Kindes zu erkunden. Die Kammerfrau sah eines Tages auf dem Wege zur Kapelle, den Jadwiga sonst stets gegangen war, eine häßliche große Kröte, die sie mit traurigen Augen ansah. Von jenem alten Einsiedler, dessen Rat zur Auffindung der verschwundenen Jadwiga sie erbat, erfuhr die Alte, daß ihre Pflegetochter in eine Kröte verwandelt sei, aus Strafe dafür, daß sie ihren Treueschwur gegen die gefallenen Zwillingsbrüder gebrochen und die Liebeserklärung des jungen Ritters erhört habe. Der Ritter sei gleichfalls verwandelt worden, und zwar in ein Insekt, das die Kröte sofort verschlungen habe. Jetzt konnte die Kammerfrau sich den traurigen Blick der Kröte am Wege erklären, doch bekam sie diese nie wieder zu Gesicht.

Der gute Einsiedler hatte ihr aber auch verraten, wie Jadwiga erlöst werden könne. Dazu sei notwendig, daß sich ein Mann nacheinander mit zwei Zwillingsschwestern trauen lasse und beide überlebe. Um Mitternacht müsse er dann in den Burggarten an der Brahe kommen und die Kröte küssen. Dann sei Jadwiga erlöst und werde die Gemahlin jenes Doppelwitwers werden, dem sie mit dem nur ihr bekannten Burgschatz unermeßliche Reichtümer zuführen werde. Bis zum heutigen Tage wartet die bedauernswerte Kröte auf ihren Erlöser.

Ein kleiner roter Ziegelstein, der wollte was besondres sein. Riß aus dem Haufen aus. Doch kläglich war sein Wandern. Nur einer mit dem andern. So wurden sie ein Haus.

Brautschatz.

Von Max Jungnickel.

Dieses schöne Wort, wie ein altes Kirchenfenster aus leuchtendem Blau und mit silbernen Adern darin, dieses wundersame Wort ist heute so selten geworden. Man spricht nicht mehr vom „Brautschatz", man sagt „Mitgift". Und dieses „Mitgift" ist wahrhaftig der richtige Begriff für das: „Was kriegt sie mit?" — — Mitgift ist was streng Geschäftliches; etwas, das nach Zahlen geht und am liebsten m Möbelwagen gefahren wird. Es ist bezeichnend, daß diese moderne Zeit, die Lippe statt Seele setzt, das Wort Brautschatz mit seiner Gemütsinnigkeit auslöschte und das Kontobuchwort Mitgift dafür hinschrieb.

Wenn man Brautschatz sagt, so hat man sofort die Vorstellung von einer festen, eichenen, eisenbeschlagenen Truhe, die sich durch Geschlechter forterbte wie die alten Bibeln und die Ringe. Was diese Truhe barg, das war wie ein Krönungsschatz. Ja, war denn die Heirat nicht auch eine Krönung? — — Auf dem Grund dieser Truhe aber lag immer etwas Geheimnisvolles, das der Brautvater für seine Tochter ganz persönlich hineingelegt hatte; etwas, das Symbolkraft besaß, das wie ein Lebensanker war: Ein Nottaler, eine Sense, ein Kerzenlicht; oftmals auch eine Flasche Wein, die der Brautvater am Hochzeitstage gekauft hatte. Wie dann auch das erste Bilderbuch der jungen Braut, das erste Spielzeug, das erste Wiegenhemdchen, oder auch eine kleine Schachtel mit Kürbiskernen. Sehr oft lag auf dem Truhengrund die Bibel oder die zerlesenen Gedichte von Claudius. Das sind gewiß Kelinigkeiten; aber wie oft sind auf einmal diese Kleinigkeiten in ein Leben getreten und haben es auf eine andere Bahn gelenkt, haben in Not und Unglück einen Anker geworfen und sind allmächtig geworden.